

**MUSLIMISCHE LANDSCHAFTEN.**  
**Hugo von Hofmannsthals Auseinandersetzung**  
**mit der Prosa Robert Michels**  
von Riccardo Concetti, Wien / Perugia

© navigare 11.2002

ABSTRACT:

*Ein heute vergessener „österreichischer Kipling“, der aus Böhmen stammende k.u.k. Berufsoffizier Robert Michel (1876-1957), veröffentlichte zeit seines Lebens Novellen und Romane, Dramen und sogar zwei Filme, die auf seinen Diensterfahrungen in Bosnien-Herzegowina fußen. 1896 lernte er Hofmannsthal kennen. Durch die Dokumente, die dessen Einfluss auf die literarische Entwicklung Robert Michels belegen, werden die Etappen ihrer Freundschaft nachgezeichnet. Mit der Fokussierung auf Hofmannsthals Kriegspublizistik und Michels Anteilnahme daran, sowie mit der Analyse der diesem Autor zugeschriebenen Klischees der Naivität und Natürlichkeit wird die Kollision der exotischen und patriotischen Macht- und literarischen Diskurse sichtbar gemacht.*

*A today forgotten "Austrian Kipling", the k.u.k. Officer Robert Michel (1876-1957), born in Bohemia, published throughout his life short-stories and novels, dramas and two films based upon his military experiences in Bosnia-Herzegowina. In 1896, he met Hofmannsthal. Through the documents, which testify the latter's influence on the literary evolution of Robert Michel, we will be able to follow the most significant phases of their friendship. Focussing on Hofmannsthal's wartime publications and Michel's contribution to them, as well as analysing the clichés of naivety and naturalness ascribed to this author we will recognize the collision of exoticism and patriotic discourses in literature and power.*

„Abgesehen von George, erkannte Hofmannsthal sehr wenige unter den Autoren seiner Zeit, insbesondere deutscher Zunge, als seinesgleichen an“<sup>1</sup>. Mit dieser Behauptung leitet Leopold von Andrian, ganz in dem für ihn charakteristischen Stil der apodiktischen Urteile, die Absätze seiner *Erinnerungen an meinen Freund* ein, in denen er das Verhältnis Hofmannsthals zu seinen Zeitgenossen diskutiert. Weiter heißt es:

Dagegen schätzte er unter den Dichtern etwas kleineren Formats als er selbst, die nicht zum Vergleich mit ihm in Betracht kamen, solche, die sicher in ihrem Handwerk und echt in ihrer Inspiration, mit einem Wort, die wirkliche Künstler waren. Mit Max Mell zum Beispiel und mit Rudolf Alexander Schröder und nicht minder mit Robert Michel verband ihn künstlerisches und auch freundliches Interesse.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Leopold von Andrian: Erinnerung an meinen Freund. In: Helmut A. Fiechtner (Hrsg.): Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. 2., veränderte Aufl. Bern, München: Francke, 1963, S. 70-81, hier S. 76. Von nun an werden in den Fußnoten, mit Ausnahme der zitierten Titel, folgende Siglen verwendet: für Andrian „LvA“, für Hofmannsthal „HvH“, für Michel „RM“.

<sup>2</sup> Ebd. S. 77.

Beiläufig formuliert Andrian einen Kanon, dem – wiewohl im Einzelnen zu hinterfragen – große Bedeutung beigemessen werden muss. Es wäre wünschenswert, einmal ausführlich der Frage nachzugehen, ob eine Systematik in Hofmannsthals Netzwerk literarischen Patronats zu erkennen ist: Dies kann allerdings hier nicht meine Aufgabe sein. Indessen vermag dieser Beitrag einen Teilaspekt des Problems zu streifen, denn er ist demjenigen in der obengenannten Triade gewidmet, von dem Hans Heinz Hahnl schreibt, er zähle zu den „Verschollenen“ der österreichischen Literatur: Robert Michel<sup>3</sup>. Dieser Autor erreichte nicht einmal zu Lebzeiten eine breite Wirkung; selbst das Verdienst, die bosnisch-herzegowinische Landschaft und ihre pittoresken muslimischen Bräuche für die österreichische Literatur „entdeckt“<sup>4</sup> zu haben, wurde über den engeren Kreis der Gönner und der wenigen Leser hinaus substanziell nie wahrgenommen. Auch die Hofmannsthal-Forschung<sup>5</sup> scheint, übersehen zu haben, dass er in jahrzehntelanger freundschaftlicher Beziehung mit dem Dichter verbunden war, ja dass seine literarischen Anfänge unter dem Schutz Hofmannsthals standen, welcher seine Entwicklung stets mit Anteilnahme verfolgte. Dieser Aufsatz setzt sich zum Ziel, dem Vergessen entgegenzuarbeiten, die Konturen dieser am Rande der österreichischen Literaturgeschichte gebliebenen Figur zu umreißen, sowie anhand markanter Stellen aus seinem unedierten Briefwechsel mit Hofmannsthal<sup>6</sup> wichtige Momente ihrer völlig im Schatten gebliebenen dichterischen Beziehung zu beleuchten. Dabei wird aufgezeigt, welchen Einfluss Hofmannsthals Verständnis der Dichterrolle und sein stilistisches Empfinden auf die literarische Entwicklung Michels ausgeübt haben. Schließlich soll der Frage nachgegangen werden, aus welchen Motivationen heraus Hofmannsthal diesen Autor in seine Kriegspublikationen aufnahm und welche ideologischen Implikationen dies in sich birgt.

---

<sup>3</sup> Hans Heinz Hahnl: Hofräte, Revoluzzer, Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten. Wien: Atelier, 1990, S. 152-57.

<sup>4</sup> „Man kann wohl sagen, daß er dieses Land eigentlich *entdeckte* und durch seine Schilderungen mit Romantik füllte.“ In: Egon Dietrichstein: Robert Michel. Ein Porträt. In: „Neues Wiener Journal“ 11.9.1918, S. 6, meine Hervorhebung. Dieser Originalitätsanspruch ist nicht ganz begründet. Josef Matl weist nämlich auf zwei Autorinnen hin, die sich ebenfalls dem südslawischen bzw. bosnischen Stoff gewidmet, aber noch vor Michel veröffentlicht hatten: Mara (Marie) Cop-Marlet und Milena (Preindlsberger-)Mrazović; vgl. J. Matl: Südslawische Studien. München: R. Oldenbourg, 1965, S. 394f. Dazu auch Andrea Frindt: „Will man gegen andere Nationen gerecht sein, so muß man ihre Probleme kennen.“ (Tomáš Garrigue Masaryk). Übernationale Haltung und Vermittlung slawischer Landschaft und Kultur im Werk Robert Michels (1876-1957). Berlin: Magisterarbeit [masch.], 1996, S. 39.

<sup>5</sup> Die einzig vorliegende Studie ist: Werner Volke: „Auf der Südostbastion unseres Reiches“. Zum 100. Geburtstag von Robert Michel und als Beitrag zur Geschichte von Hofmannsthals „Österreichischer Bibliothek“. In: „Hofmannsthal-Blätter“ 15 (1976), S. 128-139. Weitere Gesamtstudien zu RM: Johanna Ortner: Robert Michel. Ein österreichischer Dichteroffizier. Leben und Werk. Wien: Diss. [masch.] 1945; Ferruccio Delle Cave: Robert Michel. Eine Monographische Studie. Innsbruck: Diss. [masch.] 1978, sowie Ders.: „Auf der Südostbastion unseres Reiches“. Robert Michel: Autorschaft zwischen Böhmen und Bosnien“. In: „Stifter Jahrbuch“ 9 (1995), S. 38-53; A. Frindt: (Anm. 4).

<sup>6</sup> Wenn nicht anders angemerkt, befinden sich die zitierten Briefe an folgenden Orten: HvH an RM in: (A: Michel), Österreichisches Literaturarchiv der Nationalbibliothek, Wien (im Folgenden: ÖLA); RM an HvH in: Freies Deutsches Hochstift, Stiftung Volkswagenwerk, Frankfurt a.M. (im Folgenden: FDH). Bei der Transkription der unveröffentlichten Textpassagen wurden Rechtschreibung und Zeichensetzung der Originale beibehalten; Fehlschreibungen und vom heutigen Gebrauch auffällig abweichende Schreibweisen wurden durch [sic] gekennzeichnet; Ergänzungen sowie kurze Erklärungen wurden in eckige Klammern gesetzt; ebenso erschlossene Angaben zur Datierung der Briefe. Der Verfasser bereitet eine Edition des Briefwechsels zwischen RM und HvH vor.

Michel beschreibt seine erste Begegnung mit dem Dichter folgendermaßen in seinen Erinnerungen:

Herbst 1896, ein Abend bei Leopold Andrian in der Habsburgergasse 5. Ich, ein Zwanzigjähriger, sitze in meiner hellblauen bosnischen Leutnantsuniform da und soll in den nächsten Augenblicken „den größten österreichischen Dichter“ kennenlernen. Hofmannsthal hatte damals gerade sein Einjährigenviertel bei den Dragonern beendet, und die Vorstellung, dass „der größte Dichter“ als Korporal ins Zimmer eintreten könnte, mag die Benommenheit des jungen Offiziers noch gesteigert haben. [...] Jede Beklemmung ist sofort gewichen, als ich in Hofmannsthals Augen blickte, die, gütig und beredt, weit rascher eine Verständigung ermöglichen, als es Worte vermögen. Des Gesprochenen von jener ersten Begegnung kann ich mich nicht mehr entsinnen, nur das Gefühl einer großen Beglückung blieb in mir lebendig und die schöne Gewissheit einer Freundschaft fürs Leben, die schon in dieser Stunde durch das gegenseitige Du besiegelt wurde.<sup>7</sup>

Der Autor evoziert hier ein prägnantes Bild seiner Beziehung zu Hofmannsthal: Im ersten Augenblick erkennt er gleichzeitig die Zuneigung, die ihm „der größte Dichter“<sup>8</sup> sein Leben lang entgegenbrachte, aber auch den großen, niemals überbrückten Abstand, der zwischen ihnen stets bestand, und im unvergleichbaren literarischen Wert ihrer Produktionen lag. Bevor wir uns daran machen, den wichtigsten Episoden dieser Freundschaft nachzugehen, ist es nötig, Aspekte aus Leben und Werk Robert Michels zu erwähnen.

Robert Michel kam am 23.2.1876 im Meierhof von Chabeřice an der Sazava, in Böhmen, auf die Welt. Dort und in den anderen Dörfern, wo sein Vater, Verwalter und dann Rentmeister auf den kaiserlichen Gütern, tätig war, muss er eine unbekümmerte Kindheit verbracht und eine reine Naturfreude erlebt haben, die sich vielfach im Werk des reifen Mannes widerspiegelt: Väterlicherseits Deutscher, mütterlicherseits Tscheche, fing das Miteinanderleben der Nationen für diesen Schriftsteller schon bei seiner Familie an; selbstverständlich, dass er sich später als Vermittler zwischen deutscher und slawischer Welt verstehen musste. Er besuchte zuerst das deutsche Gymnasium in Prag, das er jedoch 1890 nach dem Tod des Vaters aus finanziellen Gründen verlassen musste, um seine Bildung in der Prager Kadettenschule fortzusetzen. Der Lebensbereich des Militärs bildete von da an seine Gedankenwelt, ja die Quelle selbst, aus der er den Stoff für sein Werk nahm. 1894 wurde er in sein erstes Regiment nach Fiume eingeteilt, womit die vielen Reisen und Versetzungen ihren Anfang nahmen, die ihn durch die Monarchie führten und sie lieben lernten.

Ungefähr nach einem halben Jahr ereignete sich ein Glücksfall, der sich für seine spätere literarische Karriere bestimmend erwies: 1895 wurde er zum Leutnant ernannt und ins bosnisch-

---

<sup>7</sup> RM: In Uniform. In: H. A. Fiechtner (Hrsg.): (Anm. 1), S. 66.

<sup>8</sup> RM zitiert hier eine Stelle aus einem undatierten Brief LvAs an RM: „bei mir wirst Du wahrscheinlich den großen Dichter und lieben Menschen Hugo Hofmannsthal finden“. In: (A: Michel), ÖLA.

herzegowinische Infanterieregiment Nr. 4 nach Wien versetzt, wo er im Herbst 1896 „durch überraschende Gunst des Schicksals“<sup>9</sup> Leopold von Andrian (1875-1951) begegnete, einem Menschen, der einen kaum ermessbaren Einfluss auf seine Entwicklung nahm und mit dem er bis zu dessen Tod in enger Freundschaft verbunden war: Michel, der schon in seiner Schulzeit schriftstellerische Interessen gezeigt hatte, traf einen Dichter, der es verstand, sein künstlerisches Bewusstsein zu wecken, und ihn in den literarischen Kreis des Jungen Wien einführte, wo dieser nicht nur mit Hofmannsthal, sondern auch mit Hermann Bahr, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann Umgang pflegen konnte. Die hier geknüpften Kontakte spielten eine entscheidende Rolle, als er selbst zu schreiben begann: Schon im Sommer 1898 regten ihn die Erlebnisse mit den bosnischen Muslimen seines Regiments zu einer Erzählung an, *Osmanbegović*, die er, begleitet von Andrian, Bahr zeigte und die dieser für seine Wochenschrift „Die Zeit“ annahm. Diese erste Novelle erwies sich unwillkürlich als wegweisend: Denn gerade die Versetzung (im Herbst 1898) ins Okkupationsgebiet Bosnien-Herzegowina, nach Mostar und dann in die kleine Garnisonsstadt Ljubuški, gab den Ausschlag für sein weiteres Schreiben. Wie wichtig die Begegnung mit diesem Land war, zeigen die auf dieser Erfahrung fußenden Erzählungen, Romane und Theaterstücke, die er jahrzehntelang produzierte.

Im April 1900 erhielt Michel einen Posten als Deutsch- und Französischlehrer an der Kadettenschule in Innsbruck, wo er privat und beruflich sehr positive Jahre verbrachte: Hier heiratete er im Dezember 1903 Eleonore Snižek (in dieser Ehe wurden drei Kinder: Leopold, Adalbert und Agathe, geboren); auch befreundete er sich 1901 mit Ludwig von Ficker, an dessen ab 1910 herausgegebener Zeitschrift „Der Brenner“ er mitwirkte<sup>10</sup>. 1907 kam Michels erster Novellenband *Die Verhüllte* bei S. Fischer heraus. Auf ihn folgten im selben Verlag: 1909 der Roman *Der Steinerne Mann* und das Drama *Mejrima*; 1911 die *Geschichten von Insekten*; 1915 der Roman *Die Häuser an der Džamija*, der mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet wurde; dann 1916 die *Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn*; 1917 das Lustspiel *Der weiße und der schwarze Beg*, *Briefe eines Landsturmlieutnants an Frauen* und zuletzt 1919 das Drama *Der Heilige Candidus*.<sup>11</sup> Erst 1907 kam Michel einige Monate lang in die Herzegowina zurück; darauf folgte eine lange Beurlaubung, die er 1909 unterbrach, um in Graz die Korpsoffiziersschule zu absolvieren. Von 1912 bis 1914 diente er als Bibliothekar am Kriegsarchiv in Wien.

---

<sup>9</sup> RM: Einleitung. (zur Selbstbiographie). [Typoskript]. In: (A: Michel), ÖLA, S. 4.

<sup>10</sup> Vgl. F. Delle Cave: Robert Michel als Mitarbeiter des „Brenner“. Ein Beitrag zur Entstehung und zu den frühen Jahrgängen der Zeitschrift. In: „Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv“ 5 (1986), S. 63-72.

<sup>11</sup> Dass RM viele Jahre bei S. Fischer veröffentlichte, ist ein Indiz der Anerkennung, die seinem Werk von vielen Seiten gezollt wurde: Auffällig ist z.B. die wohlwollende Gesinnung, die ihm der Verlagslektor Moritz Heimann entgegenbrachte, vgl. Briefe M. Heimanns an RM, in: (A: Michel), ÖLA. Doch wäre die Annahme irreführend, dass die Gunst einer intellektuellen Elite einem wirklichen Publikumserfolg entsprochen hätte. Wie die erhaltene Korrespondenz

Nach Kriegsausbruch wirkte er zunächst als Gruppenführer und Zensor für die ausländischen Journalisten im Kriegspressequartier, in dessen Auftrag er auch Kriegsberichte für die „Österreichische Rundschau“ und fallweise für die „Vossische Zeitung“ schrieb. Anfang 1915 gelang es Andrian, bei seinen Missionen im Dienst des k.u.k. Ministeriums des Äußern Michel als militärischen Berater zugeteilt zu bekommen, welcher ihm zuerst nach Krakau, dann bis Anfang 1917 nach Warschau folgte. Nachher wurde Michel in den Aktivdienst eingeteilt und kämpfte bei den Kaiserjägern an der Südfront in Italien. Darüber hinaus übernahm er 1915, als S. Fischer die Serie „Dokumente des Krieges“ herausgab, die Redaktion von Kriegsbüchern, Tagebüchern und Darstellungen österreichischer Feldherren, Schriftsteller und Kriegsberichterstatter. Im November desselben Jahres publizierte er im Rahmen der von Hofmannsthal herausgegebenen Reihe „Österreichische Bibliothek“ einen Sammelband aus seiner früheren Produktion: *Auf der Südostbastion unseres Reiches*. Im August 1917 wurde er zum Major befördert und an die galizische Ostfront transferiert. Hier erreichte ihn aus dem Armeekommando „die Aufforderung, als Kenner von Bosnien und der Herzegowina Vorschläge für Propagandafilme für diese Gebiete zu machen.“<sup>12</sup> Seine Beteiligung ging so weit, dass er im Sommer 1918 eine Filmexpedition in Bosnien in die Wege leitete und zwei auf früheren Erzählungen basierende Filme in Bosnien drehte.<sup>13</sup> Als Andrian im April 1918 von Kaiser Karl zum Generalintendanten der Hoftheater ernannt wurde, setzte er zur vorläufigen Leitung des Burg- und Akademietheaters ein „Dreierkollegium“ ein: Hermann Bahr, Max Devrient und, natürlich, Robert Michel; wenige Monate darauf, infolge des politischen Umsturzes, demissionierte er, und das Kollegium wurde aufgelöst<sup>14</sup>.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie lebte Michel als freier Schriftsteller in Wien. Auf die große Umwälzung scheint er positiv reagiert zu haben: Aus seiner Korrespondenz mit Andrian ist selten Depression oder Hoffnungslosigkeit herauszulesen, sondern hingegen Zukunftsvertrauen und geradezu eine Unternehmungslust, die hauptsächlich mit seiner vielfältigen Beteiligung am Kinogeschäft zusammenhing. Jedoch erwies sich diese bald als Misserfolg, sodass Michel

---

mit dem S. Fischer-Verlag zeigt [(A: Michel) ÖLA], wurden RMs Bücher oft nur einmal aufgelegt und in wenigen Kopien gedruckt, die sich wiederum schwer verkaufen ließen.

<sup>12</sup> RM: Geleitwort zu einem neuen Buch. [Typoskript, datiert 8.3.1946]. In: (A: Michel), ÖLA, S. 7.

<sup>13</sup> *Die Wila der Narenta* und *Der Schatzgräber von Blagaj*. Vgl. RM: Mein erster Film. In: „Neue Freie Presse“ 2.5.1920, S. 1-3.

<sup>14</sup> RMs eigene dramatische Versuche verzeichneten wenig Erfolg. *Mejrima* kam im Januar 1910 in Prag auf die Bühne und wurde nur zweimal aufgeführt; *Hauptmann Bjässnowaschi* wurde erst 1912 in Zagreb auf Kroatisch uraufgeführt, ohne dass es je eine deutsche Inszenierung erlebte; das Lustspiel *Der weiße und der schwarze Beg*, das 1930 im Wiener Akademietheater Premiere hatte, wurde bald vom Programm abgesetzt (auch hier soll HvH energisch interveniert haben, vgl. RM, Ich klage an. [Typoskript]. In: (A: Michel), ÖLA, S. 1; das auf diesem Stück basierende Libretto, *Die geliebte Stimme*, das von Jaromir Weinberger (1896-1967) – mit dem HvH RM in Verbindung setzte – vertont wurde, ist 1931 in der Münchner Staatsoper uraufgeführt worden und ebenso in Vergessenheit geraten.

erhebliche finanzielle Verluste erlitt<sup>15</sup>, zu denen 1925 der Tod seines Sohnes Adalbert und die Geisteserkrankung seiner Frau hinzukamen. Auf diese ungeheuren Ereignisse, die ihn wie ein „Gottesgericht“<sup>16</sup> trafen, reagierte er mit einer Rückbesinnung auf streng literarische Arbeit: 1927 kam der Roman *Jesus im Böhmerwald* heraus, der auf diesen schmerzlichen Erfahrungen fußt und sehr positive Kritiken erntete<sup>17</sup>. Für dieses Buch erhielt Michel den Adalbert-Stifter-Preis. Eine ähnliche Anerkennung wurde dem Roman *Die Burg der Frauen* (1934) zuteil, wo Michel die Saga von Libussa und Primislaus bearbeitete: Er bekam 1937 dafür den Tschechoslowakischen Staatspreis. Seine Stellung gegenüber dem Nazi-Regime war sehr komplex und bedürfte einer eingehenden Untersuchung. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass seine Vergangenheit als k.u.k. Major, die literarische Produktion, die Freundschaft mit Andrian<sup>18</sup> sowie andere Faktoren<sup>19</sup> daran zweifeln lassen, dass er Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie war; andere Tatsachen wie die Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer oder die Beteiligung am 1938 vom Bund deutscher Schriftsteller Österreichs im Wiener Krystall-Verlag veröffentlichten *Bekennnisbuch österreichischer Dichter* scheinen jedoch dafür zu sprechen – und doch galt er nach dem Krieg nicht als nazibelastet. Seine weitere Produktion umfasst folgende Romane: 1946 *Die Augen des Waldes*, 1947 *Die allerhöchste Frau*, 1948 *Die Wila*. 1948 heiratete er Hermine Marek-Kolb<sup>20</sup>. In den 50er Jahren erhielt Michel die feierliche Anerkennung des Staates: 1951 wurde ihm der Titel „Professor“ vom Bundesministerium für Unterricht und die Ehrenmedaille der Stadt Wien verliehen. Er starb 1957 in Wien.

Der eigentliche briefliche Verkehr mit Hofmannsthal setzt 1898 mit Michels Versetzung nach Mostar ein: Damals war der 24-jährige Hofmannsthal bereits ein im ganzen deutschsprachigen Raum etablierter Dichter; eine Aura umgab ihn, die ihn in den Augen seiner Freunde zum „größten österreichischen Dichter“ machte. Dies gesteht auch Michel ein, als er ihm anlässlich der Münchner Premiere von *Der Thor und der Tod* schreibt:

Mostar, am 25. November 1898.

---

<sup>15</sup> Vgl. Agathe Michel-Mossetig: Das Bild des Vaters: Erinnerungen an Robert Michel. In: „Die Furche“ 21.12.1968, S. 31.

<sup>16</sup> RM: Einleitung (Anm. 9), S. 2

<sup>17</sup> Unter den Gratulationsbriefen sei an Folgende erinnert: HvH (28.10.1927), Martin Buber (11.12.1927), Stefan Zweig (5.11.1927), in: (A: Michel), ÖLA. Vgl. F. Delle Cave: Robert Michel (Anm. 5), S. 132. Der Roman wurde ins Englische und Tschechische übersetzt.

<sup>18</sup> LvA ging nach dem „Anschluss“ wegen seiner legitimistischen politischen Gesinnung und seines Buches *Österreich im Prisma der Idee* ins Exil, vgl. Horst Schumacher: Leopold Andrian, Werk und Weltbild eines österreichischen Dichters. Wien: Bergland, 1967, S. 47.

<sup>19</sup> Schon 1933, nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland, gründete RM einen Feuilletonvertrieb, RO.MI., mit dem er – aber nur formell – das Geschäft Cécilie Tanders, einer Jüdin, übernahm, sodass sie unter seiner Deckung in Deutschland weiter arbeiten konnte. Während des Krieges soll er sie als seine Schwester ausgegeben und ihr Unterschlupf gewährt haben. Vgl. Briefentwurf RMs an Robert Neumann (15.4.1947). In: (A: Michel), ÖLA.

<sup>20</sup> Seine erste Frau, die seit mehr als einem Jahrzehnt in einer Salzburger Nervenheilanstalt lag, starb 1941 als Opfer der Euthanasie, vgl. A. Michel-Mossetig: (Anm. 15), S. 31.

Liebster Hugo!

Wie die letzte „Zeit“ mit dem Brief von Ganghofer<sup>21</sup> kam, hatte ich eine große Freude; nicht Deines „Erfolges“ wegen. (Eigentlich kann ich das schwer sagen) Dass dieser klare Brunnen, zu dem wir schon durch Jahre gepilgert sind, jetzt überquillt und ins Land geht auch zu denen, die nicht kommen wollten – diese Demütigung ihrer selbst, die in der verspäteten Bewunderung liegt! und dennoch Freude, die man ihrer willen haben muss.

Das kam so erquickend in den verdrießlichen Gang des militärischen Lebens und in meine eigene Armut. [...]<sup>22</sup>

Die Metapher des klaren Brunnens, zu dem die anbetenden Menschen mit ihren Bitten gehen, ist bezeichnend für die Bewunderung, die Michel Hofmannsthal zollte<sup>23</sup>, und im Allgemeinen für ihre Beziehung, die stets eine nicht gleichrangige war: Auf der einen Seite stand das verehrte Dichtergenie, auf der anderen der unbekanntes junge Offizier. Der eine machte dem anderen Mut; jener erwiderte mit seinem vollen Vertrauen und vielleicht mit einigem Staunen, dass ihm ein solcher Mensch als Förderer zur Seite stand. In einem anderen Brief aus Mostar (1.2.1899) bietet Michel eine Schilderung dieses Verhältnisses:

Liebster Hugo

Dein Brief kam erst in Florenz in meine Hände und zwar den Tag vor Poldis Ankunft. Neben dem Poldi bin ich noch immer der Alte von Wien, der in irgendeiner Zimmerecke ruhig saß und zuhörte während Ihr zusammen sprach, und Poldi schrieb Dir und so verschob ich meine Antwort für Mostar. Ob nun Deine liebe Hilfeanbietung dem Freunde Poldis oder dem hilflosen Lieutenant in Mostar, oder dem, dem Du einigemal in Wien begegnetest – gilt, gleichviel, ich bin Dir vom ganzen Herzen dafür dankbar gewesen, umso mehr, da mir Dein freundliches Entgegenkommen die Zuversicht gab, dass ich in Zukunft, wenn ich etwas brauche, mich an Dich wenden kann. Diese Unbescheidenheit ist ganz ernst, denn ich komme gleich heute mit einer Bitte. [...]

In dieser Konstellation nimmt der gemeinsame Freund Andrian (Poldi), gleichsam als Bindeglied, eine wichtige Stelle ein. Michel rückt seine eigene Person bescheiden in den Hintergrund, statt sich als Dritter im Bund zu stilisieren, und stellt sich am liebsten als stillen, unscheinbaren, aber aufmerksamen Zuhörer dar. Dass er aber darauf bedacht war, eine solche Atmosphäre für sich nützlich zu machen, liest man mühelos zwischen den Zeilen. Auch in der Auseinandersetzung Hofmannsthals mit Michels literarischen Versuchen – die den Hauptinhalt der Korrespondenz ausmacht – tritt Poldi als ständiger Begleiter auf. Beide Autoren, Hofmannsthal und Andrian, waren nicht nur bemüht, die anderen schreibenden Freunde und Wiener Intellektuellen auf Michel

---

<sup>21</sup> Ludwig Ganghofer leitete selbst die Uraufführung des Stückes und veröffentlichte in der „Zeit“ (19.11.1898, S. 122f) eine in Form eines Briefes gehaltene Besprechung des Abends, auf die hier RM anspielt. Vgl. Günther Fetzner: „...Mit den Ihnen beliebenden Kürzungen“. Der Briefwechsel zwischen Hugo von Hofmannsthal und Ludwig Ganghofer (1898-1915). In: „Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft“ XXII (1978), S. 154-204, hier S. 165f.

<sup>22</sup> Gekürzter Erstdruck in: Ludwig Greve, Werner Volke: Jugend in Wien. Literatur um 1900. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N. München: Kösel, 1974, S. 166.

<sup>23</sup> Am 7.11.1898 vermerkt er in seinem Tagebuch: „Bis jetzt galt mir von den Lebenden das Meiste: Hofmannsthal“. In: (A: Michel), ÖLA.

aufmerksam zu machen<sup>24</sup>, sie spielten selbst – mit verschiedenen Aufgaben und unterschiedlicher Sensibilität – beim Entstehen der Werke eine Rolle: Andrian fiel als Erstem die Aufgabe zu, die neuesten Texte des Freundes zu lesen, welcher auf sein Urteil wartete, bevor er die Arbeiten an Hofmannsthal übersandte. In seinen Beurteilungen legte Andrian mit seinem zuweilen überschwänglichen Lob<sup>25</sup> wie andernorts schonungslosen Tadel<sup>26</sup> die ganze Schroffheit seiner Persönlichkeit bloß. Darüber hinaus fühlte er sich aufgrund der großen Vertrautheit mit „Robby“ berechtigt, selbst Hand anzulegen und mit Korrekturen in die Texte einzugreifen. Denn seine größte Sorge galt dem manchmal ungelenten Stil des Freundes<sup>27</sup>. Hofmannsthals Beteiligung war hingegen diskreter. Er war übrigens über die Wechselhaftigkeit von Andrians Stimmung gut unterrichtet und riet Michel einmal (2.12.[1903]) quasi versöhnlich:

Lass Dich von Poldy nicht gar zu sehr deprimieren. Seine Ausdrucksweise über neue Producte hat manchmal etwas von Robespierre'scher Grausamkeit. Auch wenn ich ihm etwas schicke, pflegt er kein gutes Haar daran zu lassen.

Weiterhin ist zu bemerken, dass Hofmannsthals Förderung durchaus über das Lesen und Kommentieren hinausging. Seine Hilfe war praktischer Natur, denn er bemühte sich, seine Kontakte im Verlags- und Zeitungswesen für den angehenden Schriftsteller nutzbar zu machen. Unter den Persönlichkeiten, die durch Hofmannsthals Intervention mit Michels Produkten in Berührung kamen, sind u.a. zu erwähnen: Felix Salten und Max Burckhard von der Wochenschrift „Die Zeit“; die Herausgeber der „Insel“, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum; später auch Paul Zifferer, Feuilletonredakteur der „Neuen Freien Presse“. Am meisten Aufwand verwandte Hofmannsthal aber darauf, Michel beim S. Fischer-Verlag zu etablieren, wo alle Autoren des Jungen Wien gleichsam beheimatet waren. Am 20.2.[1901] schreibt er an Michel:

Eine von den Geschichten schicke ich jedenfalls an die „Neue Deutsche Rundschau“ um für Dich die Verbindung mit dem Fischer'schen Verlag anzuknüpfen. Im Ganzen musst Du nun

---

<sup>24</sup> Interessant ist diese Stelle aus einem Brief LvAs an RM (27.2.1900): „Ich habe diese erste Geschichte [*Die Drei Musikanten*, RC] vor Bahr, Schnitzler, Hirschfeld, Servaes, Gold, (Hugo war krank) vorgelesen. Hirschfeld hat gesagt die Erzählung habe ihn sehr ergriffen; die andern haben manches ausgesetzt, vorausgesetzt wie sie sagten, daß es sich um eine Arbeit von einer gewissen Höhe des Niveaus handle; daß Du auf dieser Höhe stehst (dieses [sic] Höhe des Niveaus ist es auch, die ich als das Erfreuliche an der Arbeit bezeichnete,) schienen sie bei Dir nach dem Osmanbegovic für selbstverständlich zu halten.“ In: (A: Michel), ÖLA. Vgl. dazu Schnitzlers Tagebucheintragung vom 10.1.1900: „Andrian las Einigen eine leidliche Novelle von Michel vor.“ In: Arthur Schnitzler: Tagebuch 1893-1902. [Hrsg. v. Werner Welzig.] Wien: Verl. der Österr. Akademie der Wissenschaften, 1989, S. 319.

<sup>25</sup> Vgl. LvA an RM (27.2.1900) über die Novellen *Die Drei Musikanten* und *Vom Podvelež*: „Beide Arbeiten gefallen mir sehr gut und zwar wirken sie auf mich auf eine Art, die vielleicht die natürlichste ist. [...] Beide Male war ich ergriffen und nah dem Weinen bei den traurigen Stellen der Geschichte.“ In: (A: Michel), ÖLA.

<sup>26</sup> Vgl. LvA an RM (12.10.1903): „Es thut mir leid, Dir (ausnahmsweise) nichts Gutes über die Erzählung sagen zu können. Sie scheint mir sehr unter Deinem Niveau, mit kaum einem hübschen détail und keinem menschlichen Gesicht oder Profil, keiner Situation, nichts... c'est le vide, le néant absolu...“ In: (A: Michel), ÖLA.

<sup>27</sup> Vgl. LvA an RM (28.7.1903): „Ich kann Dir zum Schluss nur dringend rathen, wenn Du ein bedeutender Dichter werden willst, Dich mit der Sprache, mit dem Styl eingehend zu beschäftigen, mach Beschreibungen, nur um der Wahl der Worte willen! Übersetze möglichst genau Werke guter Schriftsteller, schick mir die Proben.“ In: (A: Michel), ÖLA.

noch für ein paar Jahre dem materiellen und auch dem äußern litterarischen Erfolg ganz ohne Ungeduld entgegenzusehen. Es giebt nichts ungesunderes und unsinnigeres, als wenn man darauf zu stark sein Interesse wendet. Allmählich stellt sich ja beides bis zu einem gewissen Grad ein.<sup>28</sup>

Damit nährte er selbst Michels Ambition, seine Erzählungen in einem Buch gesammelt zu sehen und es bei S. Fischer zu veröffentlichen, was ihm Michel am 31.5.1902 brieflich mitteilte. Hofmannsthal erklärte sich bereit, ihm dabei zu helfen, er intervenierte sogar direkt bei Samuel Fischer<sup>29</sup>, der sich jedoch erst nach langem Warten überzeugen ließ, bis 1907 *Die Verhüllte* endlich herauskam.

Allein diesen praktischen Beistand zu registrieren, kann jedoch nicht reichen. Man muss den Modalitäten der Anteilnahme Hofmannsthals am Schaffen Michels auf den Grund gehen und deren Motive erklären. „Als Leser war Hofmannsthal ausschweifend; rastlos unterwegs und unbedenklich gegen Entfernungen“<sup>30</sup>, schreibt Gert Mattenklott. Und vielleicht darf man das Zitat nicht nur auf zeitliche und räumliche Entfernungen, sondern auch auf Entfernungen im Hinblick auf Qualität beziehen – lehrt uns ja der Autor selbst in seiner Rede *Der Dichter und diese Zeit*, dass auch der „Kolportageroman“, den „der Ladenschwengel und das Nähmädchen einander leihen“, an der „Gewalt des Dichters“<sup>31</sup> teilhabe. Dies legt die Vermutung nahe, dass Hofmannsthals Interesse an Michel nicht von Affektiertheit oder von der Forderung nach stilistischer Vollkommenheit, sondern von einem Gespür für genuine literarische Inspiration geprägt war – was der oben zitierte Brief vom 20.2.[1901] an Michel beweist:

Aber wenn ich Dein Wesen recht verstehe, so brauche ich Dir das gar nicht zu sagen. Denn was Du arbeitest, geht aus einem so üppigen feuchtwarmen Weltgefühl hervor, aus einer solchen Lebensatmosphäre, dass Du wohl von Natur davor bewahrt bist, etwas von den trockenen Hässlichkeiten des métier zu empfinden.

Äußerungen solcher Art stehen nicht allein. Viele Jahre nach diesen Zeilen bringt sie Hofmannsthal in einer in das Jahr 1915 zu datierenden Notiz zur „Österreichischen Bibliothek“ noch deutlicher auf den Punkt und spricht somit den ästhetischen Ansatz aus, auf dem seine Rezeption der Werke Michels beruht. Da heißt es: „ad Michel: es braucht nicht die Sprache gegeben sein sondern das innere Gefühl für die Geschöpfe u Gebilde, ihre Abstufungen und ihre Herzenskämpfe“<sup>32</sup>. Es ist

---

<sup>28</sup> Gekürzter Erstdruck in: HvH: Briefe. 1890-1901. Berlin: S. Fischer, 1935, S. 327f.

<sup>29</sup> Vgl. u.a. HvH an RM (3.12.[1902]), (13.1.1903), (3.2.1907) und (15.3.1907), sowie den Brief S. Fischers an HvH (19.3.1907, unediert), den letzterer mit einer Nachschrift an RM weiterleitete. Sämtlich in: (A: Michel), ÖLA.

<sup>30</sup> Gert Mattenklott: Hofmannsthals Lektüre französischer Realisten: Stendhal, Balzac, Flaubert. In: „Hofmannsthal-Blätter“ 34 (1986), S. 58-73, hier S. 58.

<sup>31</sup> HvH: Gesammelte Werke in zehn Einzelausgaben. Hrsg. v. Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Bd. 8: Reden und Aufsätze I 1891-1913. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, 1979-80, S. 54-81, hier S. 64. Im Folgenden zitiert als [RuA I].

<sup>32</sup> In: Houghton Library, Harvard University E IVB 110.6. Ich danke Ellen Ritter für diesen Hinweis.

diese Haltung, die die vielen Gunstbeweise motiviert, die er diesem durch die Jahre hindurch zuteil werden ließ – so verblüffend dies aus heutiger Sicht auch sein mag. (Denn eines steht fest, Michel hat manches Lesenswerte geschrieben, aber er ist nicht durch Zufall, sondern wegen der Qualitätsmängel seiner Gesamtproduktion vergessen worden.) Im Folgenden soll nun der ästhetische und kulturgeschichtliche Rahmen, innerhalb dessen diese eigenartige literarische Anerkennung ihre Begründung erfuhr, umrissen werden.

So prägend sich die vom Herbst 1898 bis April 1900 in der Herzegowina abgediente Zeit auch erwies, so darf man nicht annehmen, dass Michel die Trennung von Wien leicht fiel. Denn im Wiener Kulturleben und nicht anderswo hatte er den „geistigen Zusammenschluß mit dem Leben der Gegenwart“<sup>33</sup> gefunden und die moderne österreichische und europäische Literatur kennen gelernt. Anhand des Tagebuchs und seiner Korrespondenz mit Andrian kann man einen – wenn auch selbstverständlich nur fragmentarischen – Eindruck von seinen damaligen Lektüren gewinnen<sup>34</sup>. Die vorkommenden Namen (u.a. D’Annunzio, Hamsun, Jacobsen, Loti, Maupassant, France, Maeterlinck) weisen auf eine gewisse Empfänglichkeit für die Instanzen der Moderne hin: Und tatsächlich verarbeiten Novellen wie *Die Verhüllte* (die dann der ersten Sammlung den Titel gab) oder *Oberleutnant Neviny*<sup>35</sup> (den Hofmannsthal sehr schätzte<sup>36</sup>), sowie der Roman *Der Jäger*<sup>37</sup>, Motive und Themen, die in der Jahrhundertwende Hochkonjunktur hatten. Das Grundschema der letzten beiden Werke sieht z.B. männliche Hauptfiguren vor, die in neurotische Zustände verfallen, aus denen sie von der Liebe einer Frau gerettet werden: Ein triviales Rettungsschema, das allein Aufschluss darüber geben müsste, dass Michels Version der Nervenkunst zu wünschen übrig ließ. Hofmannsthals Meinung über *Die Verhüllte* lautete z.B. (Brief vom 10.10. [1903] an Michel):

Das Geistige, welches der Autor in’s Spiel bringen will, wirkt ein bischen als Maschinerie, als Maschine, die laut und aufdringlich arbeitet und nicht viel leistet. Und dabei kommen die

---

<sup>33</sup> RM: Aus eigener Werkstatt. [Typoskript]. In: (A: Michel), ÖLA, S. 7.

<sup>34</sup> Vgl. LvA an HvH (23.1.1899), geschrieben während seines Aufenthalts in Florenz: „Mir scheint es geht mir besser, seitdem ich mit dem Robby zusammen bin. Gelesen ist wenig von uns worden; in den ersten zehn Tagen etwas mehr und entlegener Sachen: Brandes, Henry Becque, Mommsen, Anatole France, D’Annunzio, Maeterlinck, Swinburne, etwas neue freie Presse [...]“. In: BW Andrain, S. 127. Vgl. RM an LvA (31.1.1899), aus Mostar: „Ich hab mir außer Burckhardt noch ein Buch bestellt, auf das ich mich sehr freue ‚Shakespeare‘ von Brandy.“ In: (A: Andrian), Deutsches Literaturarchiv, Marbach (im Folgenden: DLA). Vgl. RM an LvA (7.7.1897): „Zeit hatte ich hier sehr wenig für mich. Von Büchern las ich ganz nur frère Yves [*Mon frère Yves*, Roman von P. Loti, erschienen 1883, RC], sonst nur Bruchstücke aus Maeterlinck [sic], Emerson, Niels Lyhne, Eckermann, Heine. Ich bin sehr froh Yves gelesen zu haben. Es ist doch etwas ganz Besonders daran, und dann ist es im stande einen gewissen ruhigen Muth zu geben!“ In: F. Delle Cave (Hrsg.): *Correspondenzen. Briefe an Leopold von Andrian 1894-1950*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 1984, S. 28.

<sup>35</sup> In: RM: *Die Verhüllte*. Berlin: S. Fischer, 1907, S. 137-234.

<sup>36</sup> Vgl. HvHs Tagebucheintragung von Ende November 1904: „Lecture: die Novelle ‚Lieutenant Newiny‘ von R. Michel.“ In: H VII 16. S. 13, Houghton Library, Harvard University. Ich danke Ellen Ritter für diesen Hinweis.

<sup>37</sup> In: RM: *Das letzte Weinen*. Wien: Deutsch-österreichischer Verl., 1912, S. 7-140.

Schwächen, Härten, Unbeholfenheiten des sprachlichen Ausdrucks viel stärker heraus, als bei anderen Arbeiten.<sup>38</sup>

Dieses Urteil kann man für alle anderen ähnlichen Produkte gelten lassen. Hingegen kam Michel die echte Inspiration aus der Ferne, und erst weit weg von Wien, infolge der Erlebnisse in der rückständigen österreichischen „Kolonie“<sup>39</sup> Bosnien-Herzegowina, fand er zu seinem persönlichen Stil. Literarisch vollzieht sich dieser physische und kulturelle Übergang in einer Stelle ebendieser Novelle, *Die Verhüllte*. Der Schauplatz: Wien bei Sonnenuntergang, ein leichter Nebel verwandelt die Industrielandschaft in einen zauberhaften Orient:

Die Sonne zeigte eben noch die obere Hälfte, die einer kostbaren Kuppel ähnlich am Horizonte stand. Zu beiden Seiten dieser Kuppel ragten, schlanken Minaretten gleich, hohe Fabriksschloten. Diese Moschee beherrschte mit ihrer Pracht das ganze Bild. Der übrige Horizont zeichnete sich nur in undeutlichen Umrissen, die der Einbildungskraft weiten Spielraum ließen, und die Stadt selbst lag im violetten Dunst, der einem abendlichen Meer zu entsteigen schien. In der Nähe das Neugebäude mit den runden Türmen störte durchaus nicht und noch weniger störten die Soldaten in Fez. Das war ein Stück Orient.<sup>40</sup>

Michel verarbeitet in den zwischen 1898 und 1902 geschriebenen Novellen seine Erfahrung einer von ihm als andersartig und exotisch empfundenen Welt. In Erzählungen wie *Herzegowinische Hirten*<sup>41</sup> und *Vom Podvelež*<sup>42</sup> entfaltet sich eine ursprüngliche, bisweilen primitive Welt, wo stolze, schweigsame Figuren, meist Hirten, auftreten, deren einfache aber radikale Triebe die Handlung immer zu extremen Lösungen der Konfliktsituationen führen. Der Erzähler schildert ihre Handlungen und Bewegungen, indem er auf jeglichen Einblick in ihre Gedankengänge, auf jegliche psychologische Vertiefung verzichtet. In der Zeit, da Schnitzler mit dem inneren Monolog experimentierte, wählte Michel mit Konsequenz die Außenperspektive des Erzählens. Auch deshalb fällt den Landschafts- und Sittenbeschreibungen ein großes Gewicht zu: Mit schmucklosen, ja kargen Sprachmitteln kreierte er lange, von der Handlung scharf abgetrennte Schilderungen der ungewohnten Orte oder ethnographischen Kuriositäten, die darauf zielen, Faszination und

---

<sup>38</sup> Allerdings bezieht sich HvH auf eine frühere Version der Novelle. Mein persönliches Urteil über das Endergebnis wäre nicht so streng; vgl. RM, *Die Verhüllte* (Anm. 35); oder RM: *Halbmond über der Narenta*. *Bosnische Erzählungen*. Wien, Leipzig: A. Luser, 1940, S.129-52 (Neuaufll. Wien: Wiener Verl., 1947). In dieser späten Sammlung sind alle hier besprochenen Werke Michels enthalten.

<sup>39</sup> Zur Debatte, ob im Falle der Okkupation, dann Annexion Bosnien-Herzegowinas von Kolonialismus die Rede sein kann, vgl. Raymond Detrez: *Colonialism in the Balkans. Historic realities and contemporary perceptions*. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/RDetrez1.pdf>; Heidemarie Uhl: *Zwischen „Habsburgischem Mythos“ und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne*. In: „newsletter MODERNE“ 5 (2002) H. 1, S. 2-5; Clemens Ruthner: „K.(u.)k. postcolonial“? Für eine neue Leseart der österreichischen (und benachbarter) Literatur/en. In: Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener, Ders. (Hrsg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen: Franke, 2001, S. 93-103.

<sup>40</sup> In: RM: *Die Verhüllte* (Anm.35), S. 9-40, hier S. 12

<sup>41</sup> Ebd. S. 75-88.

<sup>42</sup> Ebd. S. 107-136.

Verwunderung zu erregen. Die Außenperspektive entspricht konsequent dem Blickwinkel des Fremden, besser noch, dem eines Soldaten, der okkupiert und wiederum von der „märchenhaften“ Schönheit des okkupierten Landes („dieses lebende[n] Buch[es] von Tausendundeinenacht“<sup>43</sup>) in den Bann gezogen wird. In mancher Hinsicht gilt dies: Entfernung erzeugt Entfremdung, welche aber das Schreiben auflöst, indem es sich das Fremde zu Eigen macht. Denn in diesen Novellen vollstreckt sich auf literarischer Ebene die Annektierung des fremden Landes, das durch die idyllische Verklärung zum neuen Heimatland der Sehnsucht auserkoren wird – auf ähnliche Weise, wie Michel in einer Tagebucheintragung vom 16.10.1898 schreibt:

Es ist schön in einem Lande so gänzlich fremd zusein [sic], jedem Stein, jedem Strauch und jedem Menschen; es müsste aber auch schön sein in einem fremden Lande heimisch zu werden. Am Abend, wenn es ganz dunkel wird, und noch später, wenn es in den Gassen ruhig wird, fühle ich die Möglichkeit, mein Leben mit diesem Karstleben zu vermengen.

Bedenkt man solche privaten Äußerungen, muss man Michel eines als Verdienst anrechnen: Er brachte dem fernen, unbekanntem Land, in dem er seinen nicht unbedingt angenehmen Dienst leisten musste, Demut, Verständnis und Liebe entgegen; er besaß die innere Gemütslage und die Bereitschaft, Bosnien-Herzegowina zu einer für ihn maßgebenden Lebenserfahrung zu machen. Wenn man jedoch den Blick von den privaten Erlebnissen auf die äußere politische Situation lenkt, öffnet sich ein heikles Problemfeld: Wie verhalten sich nämlich Michels Geschichten zu der historischen Wirklichkeit? Das überlieferte private Material aus dem Nachlass gibt hierzu manche Informationen: Schon in Wien, nachdem er von seiner sicheren Abkommandierung in die Herzegowina erfahren hatte, bezeichnete er – und nicht ohne ein gewisses Unbehagen – seine künftige Mission als die eines „Friedenslieutenant[s]“<sup>44</sup>. Denn in der Tat verstand sich die Monarchie, die mit ihrem Heer das Land besetzte, lieber als Friedens- denn als Okkupationsmacht, ja als Trägerin und Vermittlerin von Kultur und Fortschritt. Und der treue – wie es sich damals gehörte, apolitische<sup>45</sup> – Leutnant Michel hatte diese Haltung einigermaßen verinnerlicht, wie seine Tagebucheintragung vom 9.10.1898 verrät:

Wenn man den Frieden dieses Landes sieht, kann man gar nicht an den vergangenen Krieg glauben. Vielleicht hatte man sie zu plötzlich erschreckt, dass sie nach den Waffen griffen! Sie mussten doch wissen, dass ihnen niemand ihr Land nehmen kann, um das schon Jahrhunderte drei Götter streiten. Die Alten, die damals in den Felsspalten Uns [sic] auflauerten, die nicken jetzt so zufrieden mit dem Kopf, wenn sie den Zug sehn, der ihre Söhne aus dem Land führt und nach zwei Jahren wiederbringt.

---

<sup>43</sup> RM: Geleitwort (Anm. 12), S. 3.

<sup>44</sup> Vgl. RM an LvA (9.8.1896), in: (A: Andrian), DLA.

<sup>45</sup> Zur apolitischen Haltung der k.u.k. Soldaten vgl. Ian Foster: *The Image of the Habsburg Army in Austrian Prose Fiction 1888 to 1914*. Bern, Berlin [u.a.]: Lang, 1991, S. 55-57.

Zwar steht dieser Umdeutung der militärischen Okkupation Österreichs als eine Art Kulturmission die noch in Wien geschriebene Erzählung *Osmanbegović*<sup>46</sup> gegenüber, wo der junge, noch nicht in den Bann des Märchenlandes gezogene Autor es schafft, mehr oder minder bewusst Hinweise auf die Ambivalenz der österreichischen Position zu geben: Denn das stolze Schweigen, mit dem der tüchtige, gehorsame muslimische Soldat Osmanbegović auf die Schikanen seines Vorgesetzten Dolansky antwortet – bis er ihn schließlich, vom Zorn übermannt, angreift und im Kampf unterliegt – mag wohl den Widerstand der Bosnier symbolisieren. Aber im Laufe der Zeit nehmen die bukolischen Elemente auffällig zu, die Darstellung der fremden Bräuche wird detaillierter und die Atmosphäre gleicht immer mehr einer Hirten- oder Dorfidylle in einer an der Grenze von Orient und Okzident gelegenen Welt. Dass in diesem verklärten Bild kaum mehr Platz auch nur für eine vage politische Stellungnahme bleibt, liegt auf der Hand. In gewisser Hinsicht erklärt sich dieser Hang zur Verklärung mit den weiteren biographischen Umständen: Denn nach der Umsiedlung nach Innsbruck vergingen gut sieben Jahre, bevor er wieder einige Monate lang in die Herzegowina abkommandiert wurde. Dass die ruhige Innsbrucker Zeit, fern der Mühsal des aktiven Dienstes, zu einer sich steigernden Idealisierung des Fremdlandes beitrug, mag realistisch erscheinen. Aber ein solches Argument allein ist wohl zu simpel. Michel hebt die poetologische Dimension der Wandlung hervor: „Erst weit weg von der geliebten Herzegowina“ schreibt er, „vermochte ich jene Seiten zu schreiben, auf denen ich das Wesen dieses Landes am sichersten eingefangen zu haben glaube.“<sup>47</sup> Michel verlässt sich also auf die Kreativität der Erinnerung: Seine Erzählweise, die „fast nur die Oberfläche der Menschen, Dinge und Vorgänge [zu] berühren“<sup>48</sup> scheint, legt in Wirklichkeit jede Instanz von naturalistischer Objektivität beiseite. Seine Prosa gehorcht mit der Naivität ihrer Naturschilderungen und Liebesgeschichten, mit ihrem verhaltenen Pathos des Archaischen nunmehr allein dem inneren Gesetz eines Begehrens, welches das Unscheinbare und Geringe zu seinem Gegenstand macht, um es in der Erinnerungsarbeit in Mythos zu verwandeln. Galt Michel für die wenigen, die sein Schaffen wahrgenommen haben, als der „Entdecker“ der literarischen Provinz Bosnien-Herzegowina<sup>49</sup>, so hat die jüngste Forschung vergessen, zu erwähnen, dass seine Werke sich durchaus in die Reihe der exotischen Literatur(en) einordnen lassen, z. B. neben die Bücher eines Pierre Loti – wenn auch weit hinter ihm; anders aber R. F. Arnold, der 1930 in seiner Rezension des Dramas *Der weiße und der schwarze Beg* mit leiser Ironie schreibt: „Dies Land mit seinen Moscheen, Derwischen, Rhapsoden war unser Indien, und Robert Michel [...] der Kipling dieses österreichischen Orients“<sup>50</sup>. Wie eine solche österreichische Variante der exotischen

---

<sup>46</sup> In: RM: Die Verhüllte (Anm. 35), S. 63-74.

<sup>47</sup> RM: Geleitwort (Anm. 12), S. 6.

<sup>48</sup> Josef Mühlberger: Robert Michel. In: „Die Literatur“ 32 (1929/30), S. 391.

<sup>49</sup> Vgl. Egon Dietrichstein: (Anm. 4).

<sup>50</sup> In: „Die Literatur“ 32 (1929/30), S. 596.

Literatur entstand, welchen Anforderungen sie entsprach, dies lässt sich einigermaßen am Briefverkehr Michels mit Hofmannsthal aufzeigen. Zum Schluss soll dokumentiert werden, wie Hofmannsthal während des Krieges das Werk des Freundes für seine publizistische Tätigkeit zu funktionalisieren wusste.

Der erste Brief, der eine eingehende Analyse Hofmannsthals enthält, ist der Erzählung *Herzegowinische Hirten* gewidmet. Das Gesamturteil ist positiv, doch müsse der Schluss geändert werden und Hofmannsthal gibt Ratschläge, die darauf schließen lassen, wie er eine gelungene Kurzgeschichte konzipierte. Am 11.2.[1901] schreibt er:

An der schönen Geschichte von den Hercegov. Hirten gefällt mir der Schluss noch immer nicht ganz. Ich meine den äußersten Schluss, von Seite 15 unten an. Du hast zwar das erkältende Einschiesel „ich entnehme das weitere der bosnischen Post“ weggelassen, aber Du hast dem Schluss die Kahlheit einer Zeitungsnotiz gelassen. Er bedarf aber eines anderen; er bedarf freilich nicht der Ausführlichkeit, oder des Wortreichtums, aber er bedarf eines Tones, der knapp und doch voll Wärme und Licht auf dem Niveau der sehr schönen früheren Seiten sich erhält und nicht abfällt.

Du musst mir zu lieb das thun und versuchen, die Geschichte ohne irgend welches procédé, ohne stilistische Pointierung, ohne Wechsel im Ton ganz einheitlich zu Ende zu erzählen. Nicht breiter aber auch nicht knapper, nicht weicher und nicht straffer ganz so wie die vorhergegangenen Seiten. Bitte thue das und schicke mir das Manuscript gleich wieder.  
Dein Hugo

Man muss den Todschatz und das Daliegen so spüren wie auf den früheren Seiten das Wandern und Plaudern.

Der Leitgedanke dieser Stilberichtigung ist, dass Michel den knappen Ton der ganzen Erzählung bis zum Schluss durchhalten und auf die Anwendung neuer Elemente bzw. Verfahren verzichten soll, welche vom bereits Geschriebenen nicht gerechtfertigt zu sein scheinen. In der Tat besteht der Reiz dieser merkwürdigen Novelle in dem äußerlichen Gegensatz, aber innerlichen Zusammenhang zwischen der Unerbittlichkeit der Karstwüste und dem nur scheinbar unmotivierten Ausbruch der menschlichen Gewalt. Hofmannsthal meint mit Recht, der Autor solle diesen Widerspruch nicht durch einen Kunstgriff zu lösen versuchen, sondern ihn belassen, wie er ist. Das entstehende Unheimliche verleiht dem ganzen „Relief“: Dies ist der Begriff, den er, nachdem die „Insel“ die Geschichte publiziert hatte, am [4.1.1902] in seinem Brief erwähnt: „Es hat mir eine große Freunde gemacht, die ‚Herc. Hirten‘ im Druck wiederum 2mal zu lesen. Die Geschichte hat nun noch mehr Relief, und hat mir aufs neue überaus gefallen. Auch verschiedenen anderen Leuten, die mir spontan mit Freude darüber sprachen z. B. Clemens Franckenstein.“ Mit diesen Briefen, die tatsächlich eine Art Schule des Schreibens darstellen, vermittelte Hofmannsthal dem wenig erfahrenen Freund sein gediegenes Literaturverständnis. Er regte ihn zu einer knappen aber bedeutungsvollen Diktion und vor allem zur Angemessenheit der literarischen Mittel gegenüber dem dargestellten Stoff an. Leitend war der Begriff der „Harmonie“, den er in folgendem Brief

(10.10.[1903]) heranzieht: „Ich glaube: Naturgefühl, eine ganz individuelle Sinnlichkeit, mit viel Tact in einer ganz bestimmten Weise ins Spiel gesetzt, eine gewisse dumpfe aber schöne Abgeschlossenheit, das sind ungefähr die Qualitäten die gewissen von Deinen Arbeiten so viel Harmonie geben“. Diese Qualitäten glaubte Hofmannsthal in *Vom Podvelež* wahrzunehmen – vielleicht der besten Novelle der früheren Jahre. Am 26.3.[1902] schreibt er an Michel: „Die Geschichte vom Podvelež haben alle 4 Bewohner von Rodaun (auch die 2 Frauen)<sup>51</sup> mit dem stärksten Vergnügen gelesen. Beer H. sagte nochmals, ‚ausgezeichnet‘ und wir fanden uns durch die besten Stellen an Mérimée (ohne Abhängigkeit davon) erinnert“.

Als Höhepunkt dieser atmosphärischen Poetik betrachtete Hofmannsthal Michels ersten Bosnien-Roman, *Die Häuser an der Džamija* (1915), den er aber bereits 1913 als Manuskript las. Hier sei der Gratulationsbrief wiedergegeben:

[Semmering] 14. VI [1913]

Mein lieber Robert,

Deine hercegovinische Dorfgeschichte habe ich mit einem wahrhaft seltenen Vergnügen gelesen. Ich glaube wohl, sie ist Dein Meisterstück. Wie schön die sinnliche Anschaulichkeit, mit der alles Geschehen sich zu kleinen Katastrophen der äußeren Welt verdichtet: der Unfall Božkos, der Tod der alten Frau, die Schlangenabenteuer, der Tod des Hodža (nach seinen so schönen letzten Reden), die Entführung.

Wie ist das Geschehen zugleich ungewöhnlich und gewöhnlich, fremd und zugleich heimlich und Zutrauen erweckend, und wie schön ist das Naturhafte dieser Menschenwelt, die Reinheit, die nur der reine Spiegel eines dichterischen Gemütes so rein zurückstrahlen konnte. Hier zum ersten Mal fühle ich in [Dir] (und nun auf immer) nicht nur den dichterisch begabten Menschen, sondern den Dichter.

Meine Freude war groß und wird nachhaltig sein, mein guter Robert, denn was ist woltuender [sic] als ein reines Wollen und Gelingen bei einem Mitlebenden, Befreundeten, dem man in die Augen sehen kann! [...]

Für Michel kann die persönliche Bedeutung dieser Worte gar nicht zu hoch angeschlagen werden: Der Brief markiert einen Wendepunkt weniger in seiner Karriere, denn in seinem Selbstgefühl als Autor. Nicht zu Unrecht schreibt er 35 Jahre danach: „bei seinem Lesen hatte ich danach das Gefühl, einen Ritterschlag erlebt zu haben“<sup>52</sup>. In der Tat wird er hier als Dichter geweiht und sein „Wesen“ wird umschrieben. Denn in dieser Besprechung finden sich nicht nur alle Kriterien wieder, denen wir in Hofmannsthals Bewertungen der Michelschen Novellen begegnet sind: z.B. die Sinnlichkeit und das Naturgefühl, die laut Hofmannsthal dessen Werke kennzeichnen. Vielmehr werden hier poetologische Überlegungen berührt, die direkt an die wichtige Rede *Der Dichter und diese Zeit* anknüpfen: Wie dort der Dichter dem Seismographen, „den jedes Beben [...] in

---

<sup>51</sup> Hofmannsthal schreibt in der dritten Person und meint sich selbst, seine Frau (Gertrud Schlesinger), Richard Beer-Hofmann und dessen Frau Paula. Die Beer-Hofmanns übersiedelten im November 1901 nach Rodaun, vgl. HvH an RM (23.11.1901): „Beer Hofmann zieht in einigen Tagen mit Kind u. Kegel heraus“.

Vibrationen versetzt“<sup>53</sup>, gleichgestellt wurde, so ähnelt er hier einem die „reine“ Wirklichkeit empfangenden und in Harmonie wiedergebenden „reinen“ Spiegel. Mit Nachdruck betont Hofmannsthal den nicht nur ästhetisch, sondern einigermaßen religiös, ja mystisch beladenen Begriff der Reinheit, die er hinter den Dingen postuliert und die – jedwede gesellschaftlichen Spannungen zu „kleinen Katastrophen der äußeren Welt“ sublimierend – allein der „reine“ Blick des Dichters an den Tag bringen kann.

Dieser die Wirklichkeit verklärende dichterische Gestus ist jedoch in seinem Wortlaut so faszinierend, wie er in seinen konkreten Implikationen verfänglich erscheint – und die Zweifel richten sich sämtlich gegen seinen Kerngedanken: Im Fall Michels ist insbesondere die Stilisierung Bosnien-Herzegowinas zum Märchenland bedenklich, ein Prozess, den Hofmannsthal mit seinen Äußerungen durchaus unterstützt zu haben scheint. Und dies nicht etwa, weil eine „herzegowinische Dorfgeschichte“ literarisch verpönt, oder das Fehlen einer soziologisch-geschichtlichen Deutbarkeit ein Manko sein soll. Ganz im Gegenteil: der kritische Blick gilt hier nicht der Realitätsferne eines Werkes – durchaus eine legitime literarische Möglichkeit –, sondern eher ihrer Beschlagnahme durch die Politik, also ihrem ideologischen Gebrauch, vor dem Hauptmann Michel nicht unbedingt zurückschreckte:

In den Jahren 1881 und 1882 kam es in der Herzegowina noch zu kleinen Aufständen, die aber alsbald unterdrückt wurden. Von da an verschwanden aus der Geschichte des Landes die Wörter „Fehde, Aufruhr, Überfall, Aufstand“; dafür häufen sich die Wörter „Bau, Umbau, Errichtung, Gründung, Eröffnung“. In 30 Jahren friedlicher Entwicklung wuchsen so Bosnien und die Herzegowina ganz innig der österreichisch-ungarischen Monarchie zu, sodaß im Jahre 1908 auch die nominelle Annexion bekannt gegeben werden konnte – wirtschaftlich und kulturell war sie längst vollzogen.<sup>54</sup>

Denn so weltenfern Österreich in den *Häusern an der Džamija* zu sein scheint, wo keine Beamten oder Soldaten mehr das geschlossene Bild herzegowinischen Lebens und das pittoreske Lokalkolorit stören, so ist man doch – zumal angesichts solcher Behauptungen wie der obigen – berechtigt, in den Text hineinzulesen, dass eben das mütterliche, milde Österreich die Instanz ist, die aus der Ferne die Beilegung der Konflikte ermöglicht und den Fortbestand der Idylle garantiert. Michels herzegowinische Exotik, seine Schilderung der Bräuche dieses neu gewonnenen österreichischen Volkes, dessen als arm und rückständig empfundenen aber geliebtes Land zur neuen Heimat der Sehnsucht auserkoren wird, lassen sich also mühelos als patriotische Literatur (um)deuten.

---

<sup>52</sup> RM an Herbert Steiner (20.9.1948), in: (A: Steiner), DLA.

<sup>53</sup> [RuA I: 72].

<sup>54</sup> RM: Mostar. Mit fotogr. Aufnahmen von Wilhelm Wiener. Prag: Carl Bellmann, 1909, S. 5

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges macht diese Verschmelzung von Exotismus und Patriotismus besonders gut kenntlich. Damals, als es galt, Autoren für die Propaganda einzusetzen, konnte Michel, der ja immer einen peinigenen Widerspruch zwischen dem Offizierberuf und der Berufung als Dichter empfunden hatte, zum ersten Mal „zu einer ganz innigen Vereinigung der beiden Berufe kommen“<sup>55</sup>. Seine literarische, publizistische sowie filmische Tätigkeit während des Krieges wurde bereits oben erwähnt. Im Folgenden soll daher das Augenmerk auf die Rolle beschränkt werden, die der „Dichter in Kaisers Rock“<sup>56</sup> im Rahmen der Kriegspublizistik des „selbsterwählte[n] Vertreter[s] der Doppelmonarchie“<sup>57</sup> Hofmannsthal spielte.

Das wohl umfassendste Projekt der Kriegsjahre ist die Herausgabe des patriotischen Reihenwerkes „A.E.I.O.V. Bücher aus Österreich“, später in „Österreichische Bibliothek“ umbenannt<sup>58</sup>. Erklärtes Ziel der Publikation war es, ein „kulturhistorische[s] Archiv“<sup>59</sup> in Form einer patriotischen Buchreihe zu gründen, welches den deutschsprachigen Lesern den Traditionsreichtum der Monarchie vor Augen führen sollte. Der österreichisch-ungarische Staat wird hier nicht materialistisch angesehen, etwa als Machtgefüge oder als Kampfplatz entgegen- bzw. auseinanderstrebender politischer Triebkräfte, sondern kulturell als ein immer neu zusammensetzender, in seinem Wesen einheitlicher Ideenkomplex betrachtet. Mithin ist für Hofmannsthal die größte Gefahr, der Österreich ausgesetzt ist, das Vergessen der Gründe für das Zusammenhalten: „Nicht so gedächtnislos sollte Österreich sein“<sup>60</sup>, predigt der sich immer entschlossener als „Bewahrer des Erbes“<sup>61</sup> Gebärdende im Feuilleton *Österreichische Bibliothek*. Die Bedeutung dieser Schrift liegt darin, dass nun der Kritik über den Sinnverlust und die kulturelle Zersplitterung der Moderne eine für Hofmannsthal neue, geographische Sensibilität unterlegt wird. Denn die Wiederherstellung einer einheitlichen „österreichischen Idee“ verlangt zunächst, dass der ethnischen und geschichtlichen Vielfalt der Monarchie Rechnung getragen wird. Kulturell muss Österreich, zuerst geschichtlich und räumlich in Einzelteile zerlegt, und erst dann wieder (aus freiem Willen?) zusammengeschweißt werden: „Es ist als wollte jeder Teil mit Gewalt *vergessen*, daß er gesendet ist, ein *Teil* zu sein“<sup>62</sup>, lamentiert Hofmannsthal, indem er das Ineinandergehen der Gedächtnis- und Landschaftsmetaphorik vorbereitet. Ähnlich wie es Jahrzehnte zuvor mit dem

---

<sup>55</sup> RM: Aus eigener Werkstatt (Anm. 33), S. 14.

<sup>56</sup> Otto Zoff: Drei Dichter in Kaisers Rock [R. H. Bartsch, F. K. Ginzkey und RM]. In: „Der Merker“, 2 (1910/11) Bd. 2, S. 418.

<sup>57</sup> Gerhard Schuster (Hrsg.): Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Inselverlag 1901-1929. In: „Archiv für Geschichte des Buchwesens“ 2 (1984), Sp. 1-1090, hier Sp. 58.

<sup>58</sup> Vgl. dazu u.a. W. Volke: „Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon...“ Herausgeber als Aufgabe des Dichters. In: HJb 6 (1998), S. 177-205, hier S. 187-93.

<sup>59</sup> G. Schuster: (Anm. 57), Sp. 59.

<sup>60</sup> HvH: Österreichische Bibliothek. In: Ders.: Gesammelte Werke in zehn Einzelausgaben. Bd. 9: Reden und Aufsätze II 1914-1924. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch, 1979-80, S. 432-39, hier S. 432. Im Folgenden zitiert als [RuA II].

<sup>61</sup> Konrad Burdach: Der Bewahrer des Erbes. In: H. A. Fiechtner: (Anm. 1), S. 270.

<sup>62</sup> HvH: Österreichische Bibliothek, [RuA II: 433], meine Hervorhebungen.

sogenannten *Kronprinzenwerk* des Erzherzog Rudolf versucht wurde, stellt hier die Völker- und Landeskunde das hermeneutische Prinzip dar, mithilfe dessen – in unmittelbarer Konkurrenz mit dem nationalistischen Gedankengut – die Komplexität des Vielvölkerstaates entwirrt werden soll. In Hofmannsthals Feuilletons schlägt sich dies in einer Boden-Metapher nieder („Uralter europäischer Boden ist uns zum Erbe gegeben“<sup>63</sup>), die sich in eine Territorialisierung der Kultur fortentwickelt („Nie war die Schönheit Österreichs gewaltiger hervortretend als im August 1914 [...]. Dies war nicht Landschaft neben Landschaft, Tal in Tal übergehend: es war ein lebendig Ganzes: das Vaterland“<sup>64</sup>), bis sogar die unbelebte Natur die Aufgabe übernehmen soll, kulturstiftend zu werden („in einer echten ‚Österreichischen Bibliothek‘ müßte der Berg redend werden und das Wasser und der Wald“<sup>65</sup>).

Auf diese Art ist Hofmannsthal bestrebt, „die Stimme Österreichs“<sup>66</sup> erklingen zu lassen, obwohl sich diese Mystik der sprechend werdenden Landschaften nur mit Mühe in den tatsächlich herausgegebenen Titeln der Serie<sup>67</sup> wiedererkennen lässt. Evident ist indessen das Bemühen, den kulturellen Provinzen Österreichs das Wort zu erteilen, d.h. die österreichische Landkarte literarisch möglichst vollständig zu reproduzieren: Bereits in der ersten unveröffentlichten *Ankündigung A.E.I.O.V.* (Ende 1914) steht z.B. fest, dass „unter der Beratung und Mitwirkung slawischer Österreicher kostbare Besitztümer des nord- oder südslawischen Patrimoniums in liebevollen Übertragungen“<sup>68</sup> geboten werden sollen. Und eben da tritt Michel auf den Plan. Am 1.11.1914 schreibt Hofmannsthal an Max Mell, der mit Felix Braun einen Teil der redaktionellen Arbeit übernommen hatte: „Und von Michel etwas über *unsere* Moslim? Oder eine seiner Novellen? er vertritt allein dies Element.“<sup>69</sup> Denn unleugbar war der vertraute deutsch-tschechische Offizier der Richtige, dem man ans Herz legen konnte, zu zeigen, wie eng das erst 1908 annektierte „Element“ Bosnien-Herzegowina mit dem Kaiserreich nunmehr verbunden war. Dieser Anforderung wurde Michel 1915 mit seinem Bändchen *Auf der Südostbastion unseres Reiches* gerecht<sup>70</sup>, zu dem Werner Volke bemerkt: „Es ist eines der Bändchen, die nach Hofmannsthals Wunsch von dem zeugen sollen, was die vielen Völker der Monarchie an Eigenem *und* an Gemeinsamem besitzen“<sup>71</sup>. Dieses allem Anschein nach versöhnliche, brückenschlagende Anliegen wird in einem anderen,

---

<sup>63</sup> Ebd., [RuA II: 434].

<sup>64</sup> HvH: *Aufbauen nicht Einreißen*, [RuA II: 384].

<sup>65</sup> HvH: *Österreichische Bibliothek*, [RuA II: 438].

<sup>66</sup> Ebd., [RuA II: 439].

<sup>67</sup> Für eine Liste der 26 Bändchen der Österreichischen Bibliothek vgl. [RuA II: 528f].

<sup>68</sup> HvH: *Ankündigung A.E.I.O.V.* [RuA II: 430].

<sup>69</sup> HvH: M. Mell, *Briefwechsel*. Heidelberg: Lambert Schneider, 1982, S. 94, meine Hervorhebung.

<sup>70</sup> Zur tatkräftigen Mitarbeit RMs an der Herausgabe der „Österreichischen Bibliothek“ vgl. W. Volke: „Auf der Südostbastion unseres Reiches“ (Anm. 5).

<sup>71</sup> W. Volke, „Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon...“ (Anm. 58), S. 191f.

Ende 1917 erschienenen Artikel, *Die österreichische Idee*<sup>72</sup>, genauer entfaltet: Der tragende Gedanke ist, die Monarchie sei von der „primäre[n] und schicksalhafte[n] Anlage auf Ausgleich mit dem Osten, sagen wir es präzise: auf Ausgleich der alteuropäischen lateinisch-germanischen mit der neu-europäischen Slawenwelt“ [456f.] geprägt und bestimmt. In dieser Vision ist Österreich:

zugleich Grenzmark, Grenzwall, Abschluß [...] zwischen dem europäischen Imperium und einem, dessen Toren vorlagernden, stets chaotisch bewegten Völkergemeinde Halb-Europa, Halb-Asien und zugleich fließende Grenze [...], Ausgangspunkt der Kolonisation, der Penetration, der sich nach Osten fortpflanzenden Kulturwellen, ja empfangend auch wieder und bereit zu empfangen die westwärts strebende Gegenwelle. [456]

Hier wird deutlich, dass das geographische Moment das zentrale Interpretationsverfahren bleibt, mit dem die kulturellen Schwingungen innerhalb des vom Krieg entflammten Europas gelesen werden können<sup>73</sup>. Eine Position, die Hofmannsthal folgendermaßen verteidigt:

ich denke nicht im Begrenzten, obwohl ich die Grenzen kenne und ehre. Mir ist ein Mensch mehr als ein Mensch, mir ist über den Völkern ein Höheres – gemeinsames Geschick, geisterhaftes Leben und Weben – Orient – Occident, Ausatmen und Einatmen.

Ein Volk ist mir, wie ein Mensch, der Ort erhabener innerer Begegnungen. Die Vergangenheit und Gegenwart sind mir eins. Die Geographie ist mir eine Möglichkeit von Schicksalen: zu diesen rechne ich die Nachbarschaft, die Feindseligkeiten, die Verdunkelungen, aber auch die Belehrungen und die Bereicherungen.<sup>74</sup>

In dieses Kulturverständnis – freilich in dessen frühere Entwicklungsphase – schreibt sich Hofmannsthal's Herausgeber Tätigkeit ein, für die Michels Band *Auf der Südostbastion unseres Reiches*, der ja im Titel sowohl die geographische Festschreibung als auch die Bollwerk-Metaphorik trägt, geradezu ein Paradebeispiel bietet.

Viele Forscher vermögen indessen der gesamten Kriegspublizistik Hofmannsthal's wenig Verständnis entgegenzubringen<sup>75</sup>. Und tatsächlich ist es erstaunlich, wie bei Projekten wie der „Österreichischen Bibliothek“ die Absicht, „den Grundstock für ein kollektives Gedächtnis [zu]

---

<sup>72</sup> [RuA II: 454-58].

<sup>73</sup> „Nach geographischen Gesichtspunkten gegliedert“ ist ein weiteres Projekt dieser Jahre: der *Österreichische Almanach auf das Jahr 1916*, vgl. Eberhard Sauer mann: Hofmannsthal's *Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916* – ein Beitrag zur Geistesgeschichte oder zur Kriegspublizistik? In: „Deutsche Vierteljahrsschrift“ 75 (2002), S. 288-328, hier S. 322. Auch hier ist RM mit seinem Aufsatz *Die alte Brücke von Mostar* vertreten. In: HvH (Hrsg.): *Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916*. Leipzig: Insel, [1915], S. 77-83.

<sup>74</sup> Brief von 4.3.1918 an das Ehepaar Fischer, Bekannte aus der Zeit seiner Prager Reise im Juni 1917. In: Martin Stern, Hofmannsthal und Böhmen (4). Die Aufnahme der ‚Prosaischen Schriften III‘ in Prag und Hofmannsthal's Haltung zur Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918, in HB 4 (1970), S. 273f.

<sup>75</sup> Zum Beispiel kommentiert G. Schuster: „Hofmannsthal's Vorgehen setzt an die Stelle schonungslos schmerzlicher Einsichten retuschierte folkloristische, landeskundliche, musikalische und dichterische Reminiszenzen“. In: Ders.: (Anm. 57), Sp. 59.

liefern<sup>76</sup>, mit dem Resultat, dass man damit regelrechte Propaganda betreibt, verstrickt ist. Aber das musste Hofmannsthal weniger stören als uns, schreibt er doch am 24.1.1915 an Michel: „Vielleicht hast Du die Möglichkeit Dir für Vorrede oder Nachwort Deines Bändchens etliche Daten über besonders schönes Verhalten *unserer* Moslim, nicht nur als Soldaten sondern auch sonst als loyale Untertanen zu verschaffen“<sup>77</sup>. Hier bringt das Possessivum, das der Erwähnung der Muslime Bosniens immer (hier sowie beim obigen Zitat aus dem Brief an Max Mell) vorangeht, Hofmannsthals imperialistisches Bewusstsein unverhohlen ans Licht: Es scheint, als wäre dieses Land von Interesse, solange es als Eigentum Österreichs auftritt; als gälte es, die Vorstellung einer glücklichen Annexion zu verbreiten, um Österreichs hegemoniale Machtpolitik auf dem Balkan zu rechtfertigen. Wohin zielt denn sonst das von ihm verlangte „schöne Verhalten *unserer* Moslim“, wenn nicht darauf, Bosnien-Herzegowina als Beispiel für die mögliche Integration des „stets chaotisch bewegten Völkergemeinde[s] Halb-Europa, Halb-Asien“ in die überlegene Einheit der Monarchie zu statuieren? Genauso deutlich tritt dieser Machtdiskurs in den *Ehrenstätten Österreichs*<sup>78</sup> zum Vorschein. In einer Vorbereitungsnotiz dazu liest man: „Mostar: (Schonung des Islam) Schlachtfelder“<sup>79</sup>. Bei einer solchen Formulierung nimmt nicht wunder, dass sich der Rekurs auf die alte – seit der Zeit der Okkupation kursierende – politische Schablone der „schonenden“ Behandlung der Muslime<sup>80</sup> zu Bildern von „Schlachtfeldern“ gesellt, ist ja Hofmannsthals Absicht, zu zeigen, dass Österreichs milde und mütterliche Haltung die Gewähr für sein Imperium ist.

Obwohl von Schlachtfeldern bei der früheren Produktion Michels nicht die Rede ist, erweist sich die im Falle des Romans *Die Häuser an der Džamija* besprochene Poetik ebenso als Konsolidierungsfaktor bestehender imperialer Verhältnisse. Denn so wirklichkeitsfern, von guten Gefühlen durchdrungen, ja scheinbar harmlos Michels bosnisch-herzegowinische Fiktion erscheinen mag – dieser Roman und seine weiteren, dem südslawischen Stoff gewidmeten Werke

<sup>76</sup> Christian Soboth: Berichtstatter, Dichter, Priester und Prophet. Ämter und Rollen in Hugo von Hofmannsthals Kriegspublizistik. In: Thomas F. Schneider (Hrsg.): Kriegserlebnis und Legendenbildung: Das Bild des „modernen“ Krieges in Literatur, Photographie und Film. Bd. 1. Osnabrück, Universitätsverlag Rasch, 1999, S. 215-32, hier S. 220.

<sup>77</sup> W. Volke: „Auf der Südostbastion unseres Reiches“ (Anm. 5), S. 131, meine Hervorhebung.

<sup>78</sup> Das Projekt eines „auch für breite Kreise leicht erschwingliche[n] patriotische[n] Bilderbuch[es]“ von rund 300 Photographien wichtiger Gedenkstätten aus Cisleithanien, „mit denen sich eine dem Oesterreicher ehrwürdige Erinnerung verknüpft“ ging nicht in Erfüllung. Diese Zitate sind einem Brief HvHs vom 2.11.1914 „an ausgesuchte Persönlichkeiten“ entnommen; in: M. Stern: Hofmannsthal und Böhmen (1). Der Briefwechsel mit Jaroslav Kvapil und das Projekt der „Ehrenstätten Österreichs“. In: HB 1 (1968), S. 3-30, hier S. 5f.

<sup>79</sup> M. Stern, Nachtrag. Aus Hofmannsthals Notizen zum Projekt der "Ehrenstätten Österreichs", in "Hofmannsthal-Blätter" 4 (1970), S. 285. Zu den Ehrenstätten Österreichs vgl. u.a. W. Volke, "Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon..." (Anm. 54), S. 185-87. Bei den „Schlachtfeldern“ handelt sich, nach dem Kontext zu schließen, um Orte der Mostarer Gegend, an denen es 1878 zu Gefechten zwischen den okkupierenden österreichischen Truppen und bosnischen Widerstandskämpfer kam. Die Chroniken nennen z.B. Kämpfe bei Čitlik und Ljubuški (1.8.), oder bei Kremenac (21.8.) und Trebinje (7.9.); vgl. Ernest Bauer: Zwischen Halbmond und Doppeladler. 40 Jahre österreichische Verwaltung in Bosnien-Herzegowina. Wien, München: Herold, 1971, S. 51.

<sup>80</sup> Vgl. dazu: „[...] da gilt in den officiellen Kreisen noch heute die Hauptmaxime, man müsse den Türken ‚schonen‘, seinen Stolz respectiren, sein Interesse schützen, kurz ihn auf alle Weise mit dem neuen Stande der Dinge ‚aussöhnen‘,

gehen von einer realen Herrschaft Österreichs über das Land aus, sie stellen sie nicht in Frage, vielmehr bestätigen sie sie.

Der Widerspruch eines literarischen Diskurses, der, von den konkreten sozial-politischen Bedingungen abstrahierend, am Ende den Status quo nur bestätigt, soll nun anhand des Begriffs der Naivität untersucht werden. Dieser Wahrnehmungs- und Ausdruckskodex, welcher dem ideologischen Feld des „Volkshaften“, „Ursprünglichen“ und „Natürlichen“ sehr nahe steht, ist nicht nur die Chiffre der Michelschen Poetik und Stilistik – wie wir erkannt haben. Er galt auch lange als eines der eigensten Merkmale der österreichischen Literatur. Unter den frühesten Beispielen für die Etablierung dieser Klischees findet sich Hofmannsthals Rede *Österreich im Spiegel seiner Dichtung*<sup>81</sup>, ein Vortrag, den er im Juli 1916 während seiner zweiten „Kulturmission“ im besetzten Warschau hielt, und der – so wollte der Zufall – gerade von Andrian und Michel angeregt wurde, die selbstverständlich unter den Zuhörern waren<sup>82</sup>. „Österreich ist zuerst Geist geworden in seiner Musik“, behauptet der Dichter, der in Haydn das Musterbild für die „lieblichste Heiterkeit, Seligkeit ohne Ekstase, [...] Freudigkeit [...]“, für den „Zug tiefster naturhafter Ingenuität“ sieht, in der die österreichische Literatur „erwacht“ sei [13]. Diese Haltung sei die „Mitgift des Volkes“ [15]: ein Legat, das nirgends vor dem „Bildungshaften“ [ebd.] zurückgewichen sei: weder bei Raimund und Nestroy noch bei Grillparzer oder Stifter – und natürlich nicht bei Anzenberger und Rosegger. Diese Attribute würden – zusammen mit dem Partikularismus, der aus der Bindung an die Landschaft erwachse („Der österreichische Dichter hat zum Hintergrunde seine Landschaft“ [16]) – das „poetische Wesen“ [20] Österreichs ausmachen, welches Hofmannsthal zur kultur- und identitätsstiftenden Instanz, ja zur Grundlage der politischen Wirksamkeit erklärt: Denn hier arbeitet der Dichter an der Kreation des „nationalen“ Mythos [ebd.] Mit der Nennung dieses bedeutungsträchtigen Adjektivs ist Hofmannsthal nun zum neuralgischen Punkt seiner Darlegung gelangt, von wo an es gilt, den errichteten Begriffsüberbau wieder locker zu machen: „Der Begriff der Nation darf nicht überanstrengt werden“ [22], lautet daher seine Mahnung. Denn die Konstruktion eines „rein geistigen oder sittlichen Begriffe[s] der Nation“ [21] bedarf weniger eines Plus als eines Minus an Begrenzungen, Abschottungen oder Selbstbestimmungen. Die pessimistische Diagnose bezüglich des österreichischen Mangels an Nationalgefühl wird mithin von Hofmannsthal gleichsam auf den Kopf gestellt, d.h. positiv bewertet, weil eben dieses Defizit den „geometrische[n] Ort für alle irgend möglichen Austriazismen“ umschreiben soll [25]. Wieder wird uns ein ideelles Schema vor Augen geführt, das

---

damit sein Geld und seine Person dem Lande erhalten bleibe.“ In: [Anonym]: *Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft*. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1886, S. 7f.

<sup>81</sup> [RuA II: 13-25].

<sup>82</sup> Vgl. Heinz Lunzer: Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914 bis 1917. Frankfurt a.M., Bern, Cirencester/U.K.: Lang, 1981, S. 195 u. 201.

aus einem Nicht-Vorhandenen ein Vorhandenes machen will. Die Bedeutung – eine literarische und kulturelle Bedeutung – des Begriffes der Naivität liegt für Hofmannsthal eben in dieser paradoxen Dialektik. Während seines Prager Aufenthaltes macht er sich Notizen über die – trostlose – politische Situation der Monarchie angesichts der separatistischen Bestrebungen der Tschechen. Er schreibt:

Naivität hätte durchschlagen müssen. Naivität ist Charakter. Naivität ist das unerlässliche Ingrediens der Würde. Kein Equilibre ohne Naivität. Naivität beinhaltet auch das Gefühl der Kraft; zugleich der Nicht-achtung des Meskinen. In der Sphäre der Naivität gibt es das Meskine nicht.<sup>83</sup>

1919, als das Spiel nunmehr zu Ende ist, wird Hofmannsthal in Michels *Gott und der Infanterist* – einem Buch, mit dem der Autor seine persönliche Bilanz des Krieges zieht – noch einmal eine Bestätigung seines Credo wiederfinden. Aber lange vor 1919 stellt sich Hofmannsthal Fragen nach dem (Un-)Sinn des Krieges. Noch bedrückt von den schweren Verlusten in den Karpaten – ja, infolge der Kapitulation der österreichisch-ungarischen Festung Przemysl, beinahe der Machtlosigkeit ausgeliefert<sup>84</sup> – veröffentlicht er im April 1915 *Die Taten und der Ruhm*<sup>85</sup>. Hinter dem hochtrabenden Titel verbirgt sich in Wirklichkeit eine bittere Erkenntnis, denn hier wird die Unaussprechbarkeit des modernen Krieges diagnostiziert: Mit dem Chaos konfrontiert sind Dichter unfähig, die Kriegereignisse „auseinander[zu]bringen“ [398], sie in „Tat“ umzuwandeln und für die kommenden Generationen als „Ruhm“ zu retten. Das Scheitern des kulturellen Gedächtnisses wird angekündigt<sup>86</sup>: Der Krieg ist unbegreiflich – jedoch nicht aufgrund seiner Zerstörungswut oder der verwickelten politischen Interessen und Allianzen der kämpfenden Großmächte, sondern weil er sich als „ungeheure[s] Naturphänomen“ zu erkennen gibt, gleich einem „unfasslichen Wüten der Natur gegen ihre Geschöpfe“ [397]. Welche Literatur kann diesem Krieg gerecht werden? Welche Literatur will Hofmannsthal heraufbeschwören? Nach Kriegsende, lange nachdem ihm jede Lust zu triumphierenden Tönen vergangen war, schien ihm Michel mit seinen im Schützengraben, zwischen Ende 1917 und Anfang 1918, entstandenen Kurzgeschichten eine Antwort auf die von ihm gestellte Frage gefunden zu haben. Die Erzählungen des Bändchens *Gott und der Infanterist*<sup>87</sup>, in denen, anders als in den früheren Kriegspublikationen, ein steigendes Missbehagen an der Gewalt sich breit macht und eine Kehrtwendung zu einer besinnlichen Haltung und innigen Religiosität vollzogen wird, kennen keine Helden und ruhmvollen Taten. Sie bieten

---

<sup>83</sup> Martin Stern: Hofmannsthal und Böhmen (2). Die Rolle der Tschechen und Slowaken in Hofmannsthals Österreich-Bild der Kriegszeit und seine Prager Erfahrung im Juni 1917. In: HB 2 (1969), S. 102-35, hier S. 115.

<sup>84</sup> Vgl. HvH an RM (5.4.1915): „Durch den Druck, der über einem lag in diesen letzten Wochen seit Przemysl, durch das Gefühl des besonders Kritischen der Lage – war alles wie gelähmt, ich selber am meisten [...]“

<sup>85</sup> [RuA II: 397-404].

<sup>86</sup> Vgl. Ch. Soboth: (Anm. 76), S. 219.

<sup>87</sup> RM: *Gott und der Infanterist*. Berlin: S. Fischer, 1919.

hingegen merkwürdig geheimnisvolle Augenblicke, in denen mitten im Kriegsverlauf sich das Numinose kundtut. Auf das große Kriegsgeschehen verzichtend und sich marginalen Episoden zuwendend, kann Michel auf diese Weise aus der Geschichte eine Legende machen. Somit zeigt er vom Krieg „nicht die vorgehaltene Larve eines schlangenschüttelnden Medusenhauptes [...], sondern sein wahres, ewiges Gesicht, das die kommenden Jahrhunderte sehen werden“<sup>88</sup>: Diese Worte aus *Geist der Karpathen*<sup>89</sup> sind angesichts des Publikationsjahres (Mai 1915) selbstverständlich nicht für Michels Buch geschrieben worden, aber sie nehmen es gewissermaßen vorweg, indem sie dem Krieg das gleiche Offenbarungsmuster zuerkennen: In diesem Feuilleton lässt Hofmannsthal Bilder Revue passieren, *Exempla*, die sich ins Gedächtnis einprägen, ja Visionen, die den Sinn des Krieges in sich tragend, „die Kette der Wirkungen ahnen“ [414] lassen. Auch vergleicht sie Christian Soboth mit „tableaux vivants [...], wie sie während des Krieges zum Beispiel im Berliner Tauentzien-Palasttheater gestellt wurden“<sup>90</sup>. Eines dieser Bilder – in absoluter Selbständigkeit geschaffen – führt uns direkt zu den Michelschen Atmosphären zurück: „und jenes Sterbegebet des bosnischen Moslims, von niemandem gehört als dem kaiserlichen Prinzen, der die Zweige eines Gebüsches auseinanderbiegt, und darin den einsamen Moslim findet, der seine Sterbelieder singt“ [415].

Diese erstaunliche Entsprechung weist – bei allen Unterschieden, v.a. sollen die vier Jahre, die zwischen *Geist der Karpathen* und folgendem Dokument liegen, nicht vergessen werden – auf eine singuläre Nähe hin, die am Ende dieses Beitrags, sozusagen als Fazit erster Hand, mit der vollständigen Wiedergabe dieses Briefes unterstrichen werden soll:

Rodaun, 21. IV.19.

mein lieber Robert

krank im Bett liegend, habe ich Dein Buch „Gott u. der Infanterist“ in großer Ruhe u. Sammlung gelesen, und sehr reine Freude daran gehabt. Es ist ein ausgezeichnet schönes Buch und vielleicht das einzige schöne unverzerrte Buch, das, mindestens auf dieser Seite, aus den Begebenheiten dieses Krieges entstanden ist. – Da sagen die Leute, und schreien es aus, es gäbe kein oesterreichisches Wesen, das sei alles Schein – aber dies eine Buch schlägt ja all solches Geschrei nieder. Nirgend anders auf der Welt konnte dieses Buch entstehen und aus dem Furchtbaren u. Grässlichen das Milde und Gute hervortreten lassen.

Wunderschön ist der Parallelismus des Motivs zwischen der ersten u. letzten Geschichte. Aber noch vieles Andere ist sehr schön, das ich jetzt nicht aufzählen kann. (Am wenigsten lieb war mir vielleicht das kurze Stück „Mutter Marie“ und das Hereintreten des Galanten oder verliebten Elementes in diese Welt.) Sehr gerührt hat mich, wie das Wort und der

---

<sup>88</sup> [RuA II: 411].

<sup>89</sup> [RuA II: 411-16].

<sup>90</sup> Ch. Soboth: (Anm. 76), S. 222. Soboth verweist auf George L. Mosse: Gefallen fürs Vaterland. Heldentum und namenloses Sterben. Stuttgart: Klett-Cotta, 1993, S. 178.

Begriff, „Demut“, dieses seltene Wort u. dieser selten hohe Begriff, ungezwungen immer wieder auftaucht.

Mein lieber Robert, es kommt mir manchmal vor als ob Du Dich blenden u. ängstigen liebst durch das unruhige Wesen des litterarischen Marktes und der augenblicklichen, nie wesentlichen Geltungen und als ob Du öfter in Sorge wärest um die Geltung Deiner eigenen Arbeiten in diesem Bereich. Dazu hast Du keine Ursache. Deine Arbeiten sind etwas wirkliches, aus wirklichem Talent entsprungen, aus einem reinen volksnahen Wesen, aus dem tiefen Verstehen der Volksnatur und der Tiernatur und der Landschaftsnatur. Der Bildungssprache bedienst Du Dich nicht wie ein Virtuose, aber mit einer reinen erworbenen Sicherheit und vermagst in ihr sehr rein und deutlich das auszudrücken was Dir vor der Seele ist, ohne Übertreibung und Verzerrung. – Du hast alle Ursache froh u. zufrieden zu sein. – Dein Freund

Hugo.